

Suhrkamp

Günter Eich Inventur

Ein Lesebuch

suhrkamp taschenbuch 696

Die Auswahl, die Günter Eich kurz vor seinem Tod selbst aus seinem Werk getroffen hat, sammelt Gedichte, Hörspiele und Prosa aus einem Zeitraum von über vierzig Jahren.

Eich, einer der bedeutendsten Dichter der Nachkriegszeit, stellte die Lesestücke aus dem Blickwinkel dessen zusammen, der die Wirkung des eigenen Werks beobachtet, die Reaktion des Lesers überdenkt und darauf antwortet: er spart aus, was wieder und wieder, aphoristisch verkürzt, zitiert wird, als genüge das Stichwort, sich zu verständigen, als sei die Essenz eines ganzen dichterischen Werks mit einer Zeile benennbar. Die Aussparungen führen von den mühelosen Zusammenhängen fort zu einer neuen Sicht. So hält das Lesebuch *Inventur* Überraschung bereit und bringt Schönheit zurück – zur Erinnerung den einen, den anderen zur ersten Begegnung.

Günter Eich, geboren am 1. Februar 1907 in Lebus an der Oder, starb am 20. Dezember 1972 in Salzburg. Er war der erste Preisträger der »Gruppe 47« (1950) und erhielt 1953 den Hörspielpreis der Kriegsblinden, 1959 den Georg-Büchner-Preis. 1973 erschienen im Suhrkamp Verlag seine *Gesammelten Werke in vier Bänden*.

Günter Eich

Inventur

Ein Lesebuch

Ausgewählt von

Günter Eich

Mit einem Nachwort von

Susanne Müller-Hanpft

Suhrkamp

Die ersten beiden Auflagen erschienen unter dem Titel:
Günter Eich Ein Lesebuch

4. Auflage 2016

Erste Auflage 1981

suhrkamp taschenbuch 696

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1972

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Printed in Germany

Umschlag: heißmann, heilmann, hamburg

ISBN 978-3-518-37196-1

Gedichte und Prosa

Verse an vielen Abenden

Herumtrabend mit hungrigen Wolfsschritten um deine verlassene
Hütte, bist auch du, Wächter der Nacht, unbehelligt
von den Beruhigungen der Zeit und du
bellst mit den Sekunden gleiche Zahl.

Dein Fell hebt sich zottig im ergrauten Wind und die Schnauze
hat sich feucht in die Feuchtigkeit des Taues getunkt.

Wachsen über dir nicht die Gestirne wie Zweige und fallen
nicht mit den Jahreszeiten Blätter wie überall.

O ich bin von der Zeit angefressen und bin in gleicher
Langeweile vom zehnten bis zum achtzigsten Jahre.

Erst ist schön der Leib, Gesicht und Hände,

aber allmählich schmilzt das Fleisch

und die Knochen sind nur von Haut überzogen.

Wenn die Vögel süß singen und die Tiere im Wald die jungen

Bäume benagen

wenn Frühling ist oder der blaue Herbst, der nachmittags
an die Scheiben klopft.

Dann geh ich vielleicht über den papiernen Waldboden, wenn
die Lichter angezündet sind in den Bergwerken der Sterne.

Oder man kann seine Sehnsüchte an die Flügel der Wolken hängen,
an die bunten Schwänze der Drachen, die über die Winde steigen,
am Fluß im Grase liegen und nichts tun.

Es genügte, ein Tier zu sein.

Ach du ertrinkst im Regen der Menschlichkeit.

Manchmal glückt dir ein vergeßlicher Tag.

Daß du weißt, wie deine Welle treibt,

daß dein Gesicht beschienen ist von deinem Monde,

fallen darüber nicht deine Augen zu!

Es ist wie ein Regen auf schon verdorrte Plantagen:

Nie entrinnst du deiner eignen Gestalt.

Und keine Sekunde

gleichst du dem sprachlosen Wind.

Deine Tage gehen falsch,
deine Nächte stehn voll öder Sterne.

Immer kommen hunderte Gedanken,
immer gehen hunderte Gedanken.

Kannst du dich erinnern?
Einmal warst du
nur ein Boot in einem grünen Flusse,
einmal hattest du die Füße eines Baumes
und du warst im Hafen der Erde verankert.

Du mußt wieder dorthin zurückkehren,
den alten Regen trinken und Blätter gebären.
Deine Schritte sind zu hastig,
deine Worte, dein Gesicht macht dich gemein.
Du mußt wieder stumm werden, unbeschwert,
eine Mücke, ein Windstoß, eine Lilie sein.

Die Flüsse entlang

Der Himmel hat sich aufgebauscht –
o Jagden, Wasserlauf und Wind!
Ein Schwarm von frühen Sternen sucht,
wo jetzt die Ebenen sind.

Der Himmel reicht an Tür und Herz,
horcht dich mit Fluß und Abend aus,
der Regen trânt im langen März,
wer weint sich aus?

Die Flucht der Wasser ist zu alt
und endet an den Meeren nie
und Blut und Welle tritt zu bald
an Schilf und an Prärie.

Der Abend schweift wie Vogelflug
nach Wäldern. Das bist du.
Das Salz des Nebels deckt im Krug
Staub und Monde zu.

Der Anfang kühlerer Tage

Im Fenster wächst uns klein der Herbst entgegen,
man ist von Fluß und Sternen überschwemmt,
was eben Decke war und Licht, wird Regen
und fällt in uns verzückt und ungehemmt.

Der Mond wird hochgeschwemmt. Im weißen Stiere
und in den Fischen kehrt er ein.
Uns überkommen Wald und Gras und Tiere,
vergesne Wege münden in uns ein.

Uns trifft die Flut, wir sind uns so entschwunden,
daß alles fraglich wird und voll Gefahr.
Wo strömt es hin? Wenn uns das Boot gefunden,
was war dann Wirklichkeit, was Wind, was Haar?

Among my souvenirs

Des Mondes weiÙe Zisterne
ist ausgeschöpft und leer
und zu schlafen ohne die Sterne
ist zu schwer.

Wolken, Boote, die landen
an die Stirn. Traum und Wind
spülen Tote ans Land, es versanden
die Tage, die deutlich sind.

Und es verfängt sich an meinen Küsten
mit Holz und Elfenbein,
Schiffen und Segelgerüsten
Erinrnung, unfaÙbar und klein.

Hellblaue Nacht und Ebbe der Winde,
ein Baum, vor dem Herbste geneigt,
schließt mich ein in Blattwerk und Rinde,
in sein Blut, das fließt und steigt.

Und Sommer, Gebirge, Wohnort der Pflanzen,
Reflexe des schneeigen Lichts,
war dies – floÙ es nicht mit den ganzen
Tanginseln ins Nichts?

Ich erwache. In die Tapeten
sind Phantome gewebt
und Worte aus tausend Gebeten.
Sage, wer von uns lebt.

Wenn das Gedenken manchmal ermattet,
fühle ich, muß es sein,
daÙ dein Gesicht, immer beschattet,
ewig ist und aus Stein.

Erinnerung an mich selbst

O wäre jede Minute nur Gegenwart!
Immer blieb aus früheren Atemzug und Gedanke da,
ein unbekannter Schmerz, schon ohne Sinn.
Und die Erinnerung reicht nicht weit genug zu wissen,
wann dieses fremde Leben war, von dem
noch in der Mitte des Zimmers Gebärden stehn wie Bewegungen

O mein anderer Leib! Im Augenblick deines Todes
versteinen Dinge. Wie begegne ich
nun deinen Straßen und deiner Landschaft, die ewig
im Herbst ist, weil aus ihr
Vergangnes fällt wie braunes Laub und Wind?

O ich vergesse dich ganz.
Deinen Namen wissen die Tiere im Wald
und deine Stimme ist mir verschollen.
Manchmal höre ich
die Nacht in großen Tropfen an das Fenster wehen;
War es dies?

Eine Karte im Atlas

Auf Seite vierunddreißig die Karte Mittel- und Ostasien. Sie reicht vom Pamir bis Yokohama, vom Baikalsee bis Rangun. Große braune Gebirgszüge und Hochflächen, rechts der breite blaue Streifen des Pazifischen Ozeans, durchbrochen von der Inselkette Japans, von Korea und Tai-wan.

Ich lege meine linke Hand auf die Mitte der Karte, sie bedeckt die Wüste Gobi und das Land im Hoangho-Knie, der Mittelfinger zeigt auf die Mandchurei, der Daumen reicht bis Kai-feng-fu. Ich neige mein Ohr herab und höre, wie unter der Höhlung meiner Handfläche das lehmige Wasser des Hoangho gurgelt und steigt. Es tritt in Schansi und Honan über die Ufer und reißt die Erde aus den Feldern von Ninghsia. Auf der Flut schwimmen Kohlstrünke zwischen Dächern, Hausrat und ertrunkenen Schafen. Die Strömung braust und verzweigt sich in den Adern meiner Hand.

Drei Tage hat die Flutwelle gebraucht, nachdem sie die Große Mauer verlassen hat, ehe sie im Bogen durch die Wüste wieder zurückkehrt und wieder in das Land diesseits der Mauer einströmt. Sie hat Kadaver und Bäume an den Wüstenufern stranden lassen und stürzt sich von neuem auf das bebaute Land, wieder begierig nach Zerstörung. Drei Tage, einen Tag nach Norden, einen nach Osten, einen nach Süden.

In diesem Bogen des Flusses, südwärts abgeriegelt durch die Große Mauer, liegt das Land der Ordos. Kleine Sandpünktchen in Hellbraun bezeichnen es als Wüste. Irgendwo dort stehen nachts die Lanzen gekreuzt vor dem Grabe Dschinggiskhans, niemand außer den Nomaden weiß die Stelle. Im Norden der Gobi: Karakorum, im Sand vergessen die Paläste der Residenz. Im Sand, und die Dünen darüber sind leicht gerippt von den Stürmen, die aus Süden und Osten kommen. Dschinggiskhan. Drei Finger meiner Hand fahren die Wege entlang, die seine drei Heerhaufen nahmen, auf struppigen kleinen Pferden, in Tierhäute gehüllt, über die Eispässe des Pamir und des Tien-schan nach Balch, nach Samarkand, nach Kodschent.

Achthundert Jahre, und die Mongolen sind verschollen in den

Steppentälern, in den muffigen Filzjurten, sie treiben ihre Herden von Weideplatz zu Weideplatz, auch über Karakorum wächst das spärliche Gras, auch die Heeresstraßen sind überwuchert und vergessen.

Der Pamir ist der Kreuzweg der Gebirge. Meine Hand geht nach Südost und die braune Straße verbreitert sich zur Hochfläche von Tibet, die übersät ist von den blauen Flecken der Salzseen, im Norden begrenzt vom Sandmuster des Tarimbekens, im Süden von der grünen Ebene des Ganges.

Ein Tibeter reitet über die Pässe auf dem Wege nach Tschiamdo. Er hat Gesicht und Hände dick mit Butter beschmiert, damit die Haut nicht springe unter den Messern der Kälte. Sein Pferd keucht die Höhen hinauf, es ist behängt mit Fähnchen und Tuchfetzen, die den heiligen Spruch tragen. Auf der Paßhöhe springt er ab, er muß sich gegen den Schneesturm anstemmen, der ihm mit dicken Polstern Mund, Nase und Augen verklebt.

Er dreht sich mit dem Rücken gegen den Sturm, die Geister des Passes zürnen und sind in Aufruhr. Er nimmt den Stein, den er aus dem Tal mitgebracht hat, kratzt etwas Schnee von dem aufgeschichteten Steinhügel ab und legt ihn darauf. Mit jedem Reiter, mit jeder Karawane wächst der Hügel, Stein um Stein.

Das Pferd gräbt sich weiter ein in die Wand von Schnee, abwärts, der Schatten des Reiters löst sich auf im Weiß des Talweges. Die Lanzenspitze mit dem Yakschweif schwankt, noch einen Augenblick sichtbar, wie ein taumelnder Vogel. Ich horche weiter und höre noch den Schrei des Reiters, als das Pferd vom Weg abgeirrt ist und mit ihm in den Abgrund stürzt.

Vorbei. Nur noch das Windgeschrei, nur noch das Klatschen von Schneefetzen auf den Opferstein. Unter dem Eis liegen längs des Weges die Knochen verendeter Tiere, die Wegzeichen, wenn das Eis einmal schmilzt.

Die Gebirgszüge biegen nach Süden um und zwingen die Flußläufe ab und drängen sie immer enger zusammen. Nur der Yangtse weicht nach Osten aus. Im Bergschatten dehnt sich das Rote Becken von Szetschuan, die fruchtbarste Erde Chinas. In Palästen mit geschwungenen Giebeln wohnen die Bauern aus Jahrhunderte alten Geschlechtern.

Eine gestrichelte Linie: Der Karawanenweg nach Lantschoufu.

Auf dem Markt drängen sich Chinesen, Tibeter, Mongolen und die Türken aus Kaschgar. Menschenmilch wird in kleinen Schalen feilgeboten. Die Papageien flattern auf den Käfigstangen, Garköche schreien, Seide knistert unter den prüfenden Händen der Barbarenfrauen. Die Gongs der Klöster mischen sich in den Lärm des Marktes. Kum-bum, die Tempeltänze, und dann die große Stille im Westen, die Einsamkeit des Kuku-nor.

Wieder beginnt dort die Kälte des jahreszeitlosen Tibet, die tierarme Einöde, die Heimat der Flüsse. Tausend Kilometer südlich die Wälder von Yünnan, zweitausend Kilometer südöstlich der glühende Himmel von Kanton, die Taifune des Chinesischen Meeres, durch Handbreiten getrennt die Yaks am Kuku-nor und die Affenherden in Kwanghsi.

Meine Hand legt sich noch einmal auf den großen gelben Fleck der Gobi, der Sand rieselt unaufhörlich, ich horche und horche. Die Wasserläufe versickern. Die Skelette der Toten füllen sich langsam mit Sand, zwischen den Rippen fällt Korn um Korn hindurch, mit einem fast unhörbaren Ton, der, tausendfach vervielfältigt, die große Musik des Todes ist, aus allen Kontinenten, aus allen Meeren und Himmeln klingt sie zusammen.

Ich schließe langsam den Atlas. Die rechte und die linke Hälfte der Karte legen sich aufeinander. Der Yangtse fließt die Himalayaberge hinauf, das Chinesische Meer überflutet Indien und Turkestan, Japan liegt über den Steppen und Seen Innerasiens, Lhasa wird zur Insel im Pazifik. Einen Augenblick zittert Erde und Meer, ja, ich weiß, daß die dünnen Häuser in Kobe zittern, eine Mauer fällt ein, ein Telegraphenmast knickt, ein Sandsturm beginnt, ein Taifun beginnt.

Alle Bilder haben Teil an der Wirklichkeit, ich rührte an die Stille der Kontinente. Viele Hände bewegen das Ferne, auch uns, auch in diesem Augenblick. Und unter allen ist das Rieseln des Sandes hörbar, der Ton, wenn das Korn zwischen die Rippen sinkt.

Alter Reim

Am Himmel der Sommernacht
summen die Sterne wie Immen.
In der Wärme des Mondes verschwimmen
die Stunden, die ich verdacht:
 Wunderbar
 war Prinzessin Pferdehaar.

Durch den Holunder wehn
Vogelruf und Gedanke.
An der zerbrechlichen Ranke
innig die Rosen vergehn.
 Wunderbar
 war Prinzessin Pferdehaar.

Inventur

Dies ist meine Mütze,
dies ist mein Mantel,
hier mein Rasierzeug
im Beutel aus Leinen.

Konservenbüchse:
Mein Teller, mein Becher,
ich hab in das Weißblech
den Namen geritzt.

Geritzt hier mit diesem
kostbaren Nagel,
den vor begehrliehen
Augen ich berge.

Im Brotbeutel sind
ein Paar wollene Socken
und einiges, was ich
niemand verrate,

so dient es als Kissen
nachts meinem Kopf.
Die Pappe hier liegt
zwischen mir und der Erde.

Die Bleistiftmine,
lieb ich am meisten:
Tags schreibt sie mir Verse,
die nachts ich erdacht.

Dies ist mein Notizbuch,
dies meine Zeltbahn,
dies ist mein Handtuch,
dies ist mein Zwirn.

Latrine

Über stinkendem Graben,
Papier voll Blut und Urin,
umschwirrt von funkelnden Fliegen,
hocke ich in den Knien,

den Blick auf bewaldete Ufer,
Gärten, gestrandetes Boot.
In den Schlamm der Verwesung
klatscht der versteinete Kot.

Irr mir im Ohre schallen
Verse von Hölderlin.
In schneeiger Reinheit spiegeln
Wolken sich im Urin.

»Geh aber nun und grüße
die schöne Garonne –«
Unter den schwankenden Füßen
schwimmen die Wolken davon.

Wiepersdorf, die Arnimschen Gräber

Die Rosen am Verwildern,
verwachsen Weg und Zaun, –
in unverwelkten Bildern
bleibt noch die Welt zu schaun.

Tönt noch das Unkenläuten
zart durch den Krähenschrei,
will es dem Ohr bedeuten
den Hauch der Zauberei.

Umspinnt die Gräberhügel
Geißblatt und Rosendorn,
hört im Libellenflügel
des Knaben Wunderhorn!

Die Gräser atmen Kühle
im gelben Mittagslicht.
Dem wilden Laubgeföhle
versank die Stunde nicht.

Im Vogelruf gefangen,
im Kiefernwind vertauscht
der Schritt, den sie gegangen,
das Wort, dem sie gelauscht.

Dem Leben, wie sies litten,
aufs Grab der Blume Lohn:
Für Achim Margeriten
und für Bettina Mohn!

Nicht unter Stein und Ranke
schläft oder schlägt ihr Herz,
ein ahnender Gedanke
weht her von anderwärts.